

Allgemeines.

Teil für die
gemeinsamen Interessen aller Sparten des Berufs.

Die graphische Industrie auf dem amerikanischen Markt.

Ein ziemlich großer Absatzmarkt für die lithographischen Produkte ist seit jeher Amerika gewesen. Deutschland hat von Jahr zu Jahr seine Abhängigkeit von der Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Marktes vergrößert und damit zugleich auch immer mehr seine Abhängigkeit von dem Lande des krassen Utilitätsprinzips (Nützlichkeitsprinzips, mit Beiseitesetzung alles Höheren). Diese Abhängigkeit macht sich seit der letzten Krise, die ja bekanntlich in Amerika ihren Anfang nahm, bei einzelnen Branchen unseres Gewerbes, so in der Postkartenindustrie, recht unangenehm bemerkbar.

Soweit bei diesen unangenehmen Tatsachen weltwirtschaftliche Verhältnisse die eigentliche Ursache sind, läßt sich selbstverständlich wenig dagegen tun. Aber es scheint ganz so, als wenn die deutschen Exporteure so mancherlei getan hätten, was nicht gerade dazu beigetragen hat, die amerikanischen Käufer ihrer Ware zu guten Geschäftsfreunden zu machen. In der letzten Zeit konnte man nämlich des öfteren in den amerikanischen Handelszeitungen darüber ganz eigenartige Dinge lesen.

So unterrichtete der New-Yorker Vertreter der Firma Albrecht & Meister, der Direktor Feinberg, eine erstklassige amerikanische Handelszeitung über die allgemeine Geschäftslage in folgender Art: »Was die allgemeine Geschäftslage betrifft, so war das Geschäft bis jetzt (Ende des dritten Quartals) nicht schlecht. Es darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß, was speziell das Postkartengeschäft anbelangt, der Geschmack sich in diesem Lande sehr geändert hat, da in der ersten Zeit, als der Artikel neu war, alles gekauft wurde, jetzt aber, infolge der amerikanischen Konkurrenz, die Leute mehr amerikanische Sujets verlangen. Die meisten deutschen Firmen, die diesen Artikel als Spezialität betreiben, glaubten, daß das Geschäft genau wie früher gehen würde, und haben sich dem amerikanischen Geschmack nicht angepaßt. Aus diesen Gründen sind die Vertreter mehrerer größerer Postkartenfirmen, die früher ein sehr bedeutendes Geschäft nach den Vereinigten Staaten gemacht haben, ohne belangreiche Bestellungen zurückgekehrt. Andere Firmen, welche nicht in den gleichen Fehler verfallen sind, haben ihre Umsätze voll oder wenigstens annähernd voll erhalten.«

Daß dies letztere stimmt, beweisen ja die Aufträge der Firma Albrecht & Meister selbst; in der Aufsichtsratssitzung wurde ja auch mitgeteilt, daß der Auftragbestand für das laufende Jahr volle Beschäftigung des Betriebes sichere.

Daß die Postkartenindustrie durch die mit angeführten Tatsachen hart getroffen ist, zeigen unter anderem auch die Ausfuhrziffern. Deutschland förderte nach anderen Ländern im ersten Halbjahre 1907 rund 500 Millionen Stück, dagegen im ersten Halbjahre 1908 nur 350 Millionen! Wie das amerikanische Geschäft dadurch gelitten haben muß, wird verständlich, wenn man sich überlegt, daß von der Ausfuhr 1907, die einen Wert von 26 Millionen Mark darstellte, allein auf Amerika 13,2 Millionen Mark entfielen.

Diese Dinge erscheinen nun in einem eigentümlichen Licht, wie wir ja schon oben bemerkten, wenn man das Folgende beachtet: Es erschien vor kurzer Zeit in der New-Yorker Handelszeitung, einem angesehenen amerikanischen Blatt, ein längerer Artikel mit der Ueberschrift: »Mahnung an deutsche Fabrikanten«. Der Urheber desselben ist ein Herr A. W. Bosselmann, wie die Zeitung mitteilt, ein bekannter Galanteriewaren-Importeur und sehr be-

deutender Abnehmer deutscher Ansichtkartenfabrikanten. Er spricht sich dahin aus, daß das Benehmen der deutschen Fabrikanten im »höchsten Grade unzuverlässig« sei, und nicht dazu angetan wäre, das deutsche Wort in Ehren zu halten. Diese Aeußerung könnte man vielleicht für in der Erregung und irgend welcher Verärgerung geschrieben halten und meinen, daß sie deswegen nicht zu schwer und tatsächlich zu nehmen sei, wenn nicht die weiteren Ausführungen bewiesen, daß der Mann zu dieser Meinung auf Grund tatsächlicher Vorkommnisse gekommen ist. Es heißt weiter: »Die deutschen Fabrikanten nehmen Aufträge an und führen sie nicht in vereinbarter Weise aus, sie machen Verträge und halten sie nicht. Oftmals geben sie einem hiesigen Agenten oder Importeur das Monopol für ihre Erzeugnisse, und verkaufen nachher doch jedem, und zudem oft noch billiger, als der reguläre Vertreter zu zahlen hat.

Jedem kleinen Mann wird Kredit gegeben, und wenn die unausbleiblichen Verluste eingetreten sind, dann verfallen die Fabrikanten in das andere Extrem und wollen auch guten Häusern nur gegen Kasse verkaufen. Die Folgen dieser unreellen und kurzsichtigen Politik beginnen sich bereits zu zeigen, sehr viele ziehen es vor, ihre Aufträge durch hiesige lithographische Anstalten ausführen zu lassen. Ist auch die Ware etwas minderwertig im Vergleich zu den Leistungen der deutschen Kunstanstalten, es läuft doch mit durch und erspart den Auftraggebern den Verdruß und oftmals auch sehr bedeutende Verluste, wenn er seine Aufträge im Auslande plaziert hätte. Ein anderer Umstand, der den Fabrikanten draußen ein gut Teil Geschäftsverlust gebracht hat, ist der, daß sie sich in ihren Sujets nicht genügend dem hiesigen Geschmack anpassen. Die Käufer hier sind viel anspruchsvoller geworden und wollen heute Neuheiten haben, die speziell für den amerikanischen Markt zugeschnitten sind. Wenn die Deutschen sich den hiesigen sehr großen und aufnahmefähigen Absatzmarkt für die Zukunft erhalten wollen, so müssen sie mit der bisherigen Politik brechen, erst die Aufträge des Importeurs anzunehmen, und dann ihre eigenen Vertreter herüberzuschicken, um direkt zu verkaufen, um das Geschäft zu forcieren, meist zu niedrigeren Preisen. Eine ganze Reihe amerikanischer Firmen ist durch diese Handlungsweise abgestoßen worden.«

Die Dinge klingen allerdings wenig angenehm für unsere deutschen Chefs, die ein Geschäft nach Amerika haben, oder richtiger gehabt haben, denn die Verhältnisse liegen, so weit sie sich bis jetzt übersehen lassen, tatsächlich so, daß ein Teil des amerikanischen Absatzmarktes für unsere Fachindustrie verloren ist. Die Dinge werden sich aller Voraussicht nach so umbilden, daß mit der langsamen Wiederbelebung des Wirtschaftsmarktes das amerikanische Geschäft sich nicht wieder zu seiner alten Höhe erheben wird.

Dazu kommt noch, daß sich, durch die angeführten Tatsachen beschleunigt, die Eigenproduktion bei unseren Nachbarn über dem großen Teich riesig schnell ausbildet. Zurzeit liegen schon eine ganze Reihe dieser Tatsachen vor, die sich im Laufe der nächsten Jahre sicher noch vermehren werden.

Die Voraussetzungen der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung.

Daß auch die jetzt herrschende, durch die ungebändigte Profitwut des Kapitalismus hervorgerufene Krise nicht instand ist, unsere organisierten Kollegen wankelmütig und den Wünschen der Unternehmer nach Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse willfährig zu machen, beweisen der Geist und die Opferwilligkeit, wie sie in der am 13. Oktober im Leipziger Volkshause tagenden kombinierten Versammlung zum Ausdruck kamen.

Zunächst referierte der neue Angestellte für den Bezirk Leipzig über »Die Voraussetzungen der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung«. Kollege Herust

führte aus, daß für das Verständnis der sich heute in immer brutaleren Formen abspielenden wirtschaftlichen Kämpfe die Kenntnis der Vorgänge in der Entwicklung bis zur heutigen kapitalistischen Produktionsweise erforderlich ist. Die ersten Werte, welche geschaffen wurden, dienten den Menschen zur eigenen Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse, zur Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Rasse; sie verkörperten also den *Gebrauchswert*. Aus Liebhabelei, durch natürliche Veranlagung und größere Fertigkeit in der Herstellung bestimmter Gebrauchsgegenstände kam dann dieser und jener darauf, einzelne Arten, z. B. Geräte zur Bebauung des Ackers, Kleidungsstücke usw. in größerer Menge, als er sie für sich selbst verwerten konnte, anzufertigen. Für das, was er nicht selbst verbrauchte, tauschte er wieder andere Sachen, vielleicht Nahrungsmittel oder Gegenstände, deren Erzeugung einem andern besser gelang, ein und die Produkte bekamen nun *Tauschwert*. Bereits im frühen Mittelalter war die Entwicklung so weit vorgeschritten, daß die Ha ptbeschäftigung einzelner Personen darin bestand, bestimmte Sorten von Gebrauchsgegenständen zu produzieren und gegen andere einzutauschen. Da auch das Geld schon entstanden war und seine Vermittlerrolle ausübte, gab es aber Handwerker, die ihre Produkte verkauften. Selbstredend war die Verkaufsmöglichkeit von der Güte der Erzeugnisse abhängig, und die Handwerker verwandten den größten Fleiß darauf, das, was sie verkaufen wollten, immer vollkommener zu machen. Dies führte dazu, daß wieder einzelne besonders Tüchtige leisteten und auf ihrem Gebiete Künstler wurden. Die Künstler oder Meister unterwiesen andere in ihren Fertigkeiten. Von Ausbeutung war in diesem Verhältnis noch keine Rede, da die Meister in ihrem Lehrling oder Gesellen den zukünftigen Meister sahen. Im weiteren Verlauf der Entwicklung aber wurden die Gesellen bald Knechte. Die Gegensätze zwischen Meistern und Knechten spitzten sich derart zu, daß sich letztere veranlaßt fühlten, in den sog. Bruderschaften zusammenzutreten, um ihre Interessen den Meistern gegenüber zu wahren. Die Meister sahen sich in ihren alten Vorrechten und ihren Vorteilen bedroht und es wurden Gesetze gegen die Bruderschaften erlassen, welche jedoch den gewünschten Erfolg, die Ausrottung der Gesellenverbände, nicht brachten. Eine vollständige Umwälzung der Verhältnisse trat gegen Ende des Mittelalters ein. Händler und Wucherer hatten mit der Zeit Schätze angesammelt und wandten sich mit ihrem Kapital der Produktion zu. Durch Zusammenschließen von Arbeitskräften in einem Raum, der Werkstätte, gemeinsame Benutzung von Werkzeug usw. trat eine Ersparnis an Betriebsmitteln ein. Der durch das Zusammenarbeiten der Gehilfen entfachte Wettstreit sowie die in weiterer Folge eingeführte Arbeitsteilung brachten eine Steigerung der Produktivkräfte mit sich. Alle diese Veränderungen der Produktionsweise hatten im Fortwähren die Verschlechterung der Verhältnisse der Arbeiter. Die Gesellen waren besitzlos und infolgedessen nicht mehr in der Lage, sich selbstständig zu machen. Durch die Arbeitsteilung waren sie wohl tüchtige Spezialarbeiter geworden, aber ein Stück Arbeit vollständig fertig zu machen, hatten sie keine Gelegenheit mehr und konnten es auch nicht. Ebenso erging es auch den Lehrlingen, da sie nur einseitig ausgebildet wurden. Ein Arbeiter wurde abhängig vom andern; jeder mußte sich der Organisation anpassen und einfügen, wodurch die Produktion eine planmäßige wurde. Die Waren hatten nur noch Tauschwert wie auch heute. Man bezeichnet diesen Zeitabschnitt als die Manufakturperiode. Der bisherige Gang der Entwicklung bedingte aber auch ein Sinken des Wertes der Arbeitskraft, und je tiefer derselbe herabgedrückt wurde, desto höher stieg die nächste Wertform, der Mehrwert. Immerhin war der Wert der Arbeitskraft noch ein verhältnismäßig hoher, da zur Erlernung des Handwerks eine längere Lehrzeit gehörte; denn der Hauptfaktor im Produktionsprozeß war der Mensch geblieben. Er bediente sich als Hilfsmittel des Werkzeugs. Doch das wurde bald anders. Der Unternehmer strebte nach weiterer Verbilligung der Produktionsmittel, möglichst unter Ausschaltung der menschlichen Arbeitskraft. Unterstützt von dem nimmermüden, vorwärtsstrebenden menschlichen Geiste gelang ihm das auch teilweise mit der Erfindung und Einführung der Maschine. Der Beginn des Zeitalters der Maschine ist zugleich der des kapitalistischen Zeitalters. Die Güte des Produktes wurde unabhängig von der Genauigkeit der Maschine und der Qualität des Rohstoffes. Der Mensch wurde zum Bediener, zum Hilfsmittel der Maschine erniedrigt. Hand in Hand mit der Verbesserung und Ausgestaltung des neuen Produktionsmittels ging die Verlängerung der Arbeitszeit des Menschen. Noch im Jahre 1860 reichten englische Arbeiter eine Petition ein um gesetzliche Regelung der Arbeitszeit auf täglich höchstens 18 Stunden. Aber auch die durch alle diese Maßnahmen erreichte Erhöhung der Profitrate war dem nimmermüden Moloch Kapitalismus nicht genügend. Er scheute sich nicht, auch die Volksgesundheit und Volkswohlfahrt zu untergraben, indem er durch Herabdrückung der Löhne, Ausbeutung der Frauen und der Jugend

Einführung der Heimarbeit, Schaffung eines Arbeitslosherees als Reservearmee und viele andere Mittel immer höheren Mehrwert herauszuwirtschaften suchte. In blinder Profitgier hatte er aber übersehen, daß er sich selbst einen Damm schuf. Die maßlose Ausbeutung durch die Unternehmer trieb die Arbeiter zum Erkennen ihrer Klassenlage. Instinktiv kamen die Arbeitslosen zusammen, um über die Ursachen und die Möglichkeit der Verbesserung ihrer Lage zu beratschlagen. Und so unklar ihre Bestrebungen im Anfang auch waren, man erkannte doch bald, daß sich hier etwas regte, vor dem man sich hüten mußte. Jedes, auch das schädlichste Mittel, war nun gerade gut genug, um die Klasse der Ausgebeuteten und Unterdrückten in ihrem Vorwärtstreiben aufzuhalten, ihre entstehenden Organisationen im Keime zu ersticken. Die Unternehmer stellten und stellen heute noch dem Staate die Mittel zu seiner Existenz zur Verfügung und erwarten, verlangen von ihm Unterstützung durch Maßnahmen zur Knebelung der Arbeiterklasse. Deutlich genug geht das aus der 12000 Mark-Affäre und den Vorgängen bei der letzten Reichstagswahl hervor, wo der Industriellen-Verband dem Reichskanzler Geld zur Führung des Wahlkampfes überwies. Die Gewerkschaften sollten in ihrem Kampfe um Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse die Neutralität nach dem Muster der Unternehmer üben. Pflicht jedes gewerkschaftlich organisierten Arbeiters muß es sein, sich auch am politischen Leben zu beteiligen. Da die Bourgeoisie heute noch im Besitz der Bildungsmittel und infolgedessen der Bildung ist, müssen die Arbeiter versuchen, durch Beteiligung am öffentlichen Leben und eifrige Benutzung der von ihnen selbst geschaffenen Bildungsmöglichkeiten in ihren Reihen Charaktere heranzubilden, die den Gelüsten der Unternehmer geschlossen, als unzerbrechbarer Wall entgegentreten und Einhalt gebieten. Fortwährende Aufklärung und Aufrüttelung der indifferenten Klassengenossen durch jedes einzelne Mitglied sei nötig, um die Ziele der Gewerkschaften zu verwirklichen und zu verhindern, daß die gelbe Garde aus unsern Reihen noch Zulauf erhalte und uns die Unternehmer mit der Anführung von Wochenlöhnen von 40—50 Mk. in der Öffentlichkeit verhöhnen.

Dann gab Kollege Herbst noch einige Aufklärungen über den Stand der Bewegung bei dem realen »Schwitzmeister« Kluge. Die Zustimmung am Schlusse und mehrmals während des Referates bewiesen, daß es der Vortragende verstanden hatte, den Anwesenden aus dem Herzen zu sprechen.

Bei dem weiteren Punkte der Tagesordnung, »Beschlussfassung über die Gründung eines Lokalfonds«, soll das ungerechte System der Sammelreisen beseitigt werden. Um den Ausgesteuerten bei längerer Arbeitslosigkeit die Erfüllung ihrer ideellen Pflichten der Gewerkschaft gegenüber zu erleichtern, sollen sie im Bedarfsfalle aus Mitteln des Fonds unterstützt werden. Auch andere Gründe gewerkschaftlicher Natur hatten den Verwaltungsausschuß veranlaßt, folgenden Antrag zu stellen, der auch angenommen wurde: »Die heute, am 13. Oktober 1908 stattfindende kombinierte Versammlung stimmt dem Verwaltungsausschuß zu, ab 1. Januar 1909 einen dauernden, obligatorischen, wöchentlichen Beitrag von 10 Pf. zur Schaffung eines Lokalfonds zu erheben. Sie beauftragt den Verwaltungsausschuß, ein Reglement über die Verwendung des Fonds auszuarbeiten.«

Unter Punkt »Gewerkschaftliches« entspann sich eine lebhaft, aber sachlich und leidenschaftslos geführte Debatte über die »Graph. Presse«, insbesondere über den in No. 39 enthaltenen Leitartikel »Der Nürnberger Parteitag«. Es wurde ausgeführt, daß ein großer Teil unserer Kollegen noch die bürgerlichen Zeitungen abonniert habe und von den Vorgängen in der Arbeiterbewegung, zum mindesten der politischen, keine weitere Kenntnis erhalte, als wie sie aus den entstellten Berichten der bürgerlichen Presse zu schöpfen sei. Darum wäre es Pflicht der Gewerkschaftspresse, den Wirkungen der uns fernstehenden Blätter entgegenzuarbeiten durch objektive Berichterstattung. Dies geschähe aber in dem angeführten Leitartikel nicht; im Gegenteil würden durch denselben weniger feste Charaktere in ihren Zweifeln noch bestärkt. Als Angestellter einer Gewerkschaft müsse der Kollege Barthel wissen, wie unerlässlich, wie notwendig es sei, Disziplin zu üben. Es stehe ihm darum schlecht an, von »berufenen und unberufenen Prinzipalwächtern« zu schreiben und über Majoritätsbeschlüsse der politischen Arbeiterpartei an leitender Stelle der »Graph. Presse« Urteile zu fällen und eine Meinung zum Ausdruck zu bringen, die neben dem, daß sie gar nicht die Meinung der Allgemeinheit vertritt, geeignet sei, das Ansehen des Verbandes in Arbeiterkreisen in ein zweifelhaftes Licht zu stellen. Auch mit seiner Ansicht, daß es der Redaktion überlassen bleiben muß, was für Artikel sie zu bringen hat oder nicht, dürfte der Kollege Barthel, wenigstens in bezug auf die Leitartikel, allein stehen. Da die »Graph. Presse« immer noch Verbandsorgan und der Verband eine freie, moderne, auf dem Boden des Klassenkampfes stehende Gewerkschaft sei, müßte die Presse in diesem Sinne redigiert werden. Berichte über Tagungen der politischen Partei müßten objektiv abgefaßt werden, seiner Privatmeinung habe sich dabei der Redakteur zu enthalten. Außerdem wurde bemängelt, daß sich die Leitartikel zu viel mit Besprechung von Statistiken,

Berichten usw. beschäftigen. Fast unter jedem anderen Artikel stehe aber der Name eines anderen Mitarbeiters, so daß der Etat der Presse voraussichtlich ein sehr hoher werde. Wenn der frühere Redakteur soviel Mittel zur Verfügung gehabt hätte, wäre es ihm am Ende wohl auch möglich gewesen, die Presse mehr nach den an sie gestellten Anforderungen auszugestalten. Während der Diskussion waren 3 Resolutionen eingegangen, die sich in der Hauptsache mit dem obenangeführten Leitartikel, resp. mit der darin enthaltenen Meinung beschäftigen. Da 2 Resolutionen weit über das Ziel hinausschossen, wurde die erste gegen 6 Stimmen angenommen. Sie hatte folgenden Wortlaut: »Die am 13. Oktober im Volkshause tagende, von über 400 Kollegen besuchte, kombinierte Versammlung der Mitgliedschaft Leipzig protestiert gegen die Stellungnahme der Redaktion der »Graph. Pr.«, wie sie in dem Leitartikel »Der Nürnberger Parteitag« zum Ausdruck gekommen ist, betr. der Budgetbewilligung und der Erklärung der 66 Delegierten. Die Versammlung erblickt in diesem Artikel lediglich die Meinung der Redaktion und nicht den Standpunkt, den die Allgemeinheit der Kollegenschaft zu dieser Frage einnimmt. Sie erwartet für die Folge objektive Berichterstattung.« Im Namen der 6 Kollegen, die gegen diese Resolution gestimmt hatten, wurde ausdrücklich erklärt, daß sie für eine der beiden anderen gestimmt hätten.

Am Schlusse der ca. 4stündigen Versammlung forderte der Bibliothekar zur eifrigen Benutzung der Bibliothek auf. Gdt.

Anmerkung. Noch bevor wir den vorstehenden Bericht erhielten, ging uns ein Artikel über »Die Leipziger Resolution« zu, den wir im Anschluß hieran zum Abdruck bringen. Da er sich (abgesehen von den Ausführungen über den Parteitag, zu dem wir uns geäußert haben, so daß eine weitere Meinungsäußerung unsererseits erübrigt ist), mit unserer Auffassung über die Redaktionsführung deckt, können wir uns ein näheres Eingehen auf die im vorstehenden Bericht enthaltenen Einwendungen sparen. Wir bemerken nur, daß wir uns auch in Zukunft keinen Maulkorb anlegen lassen werden. Würden wir das tun, dann würden wir die Aufgaben, die der Redaktion eines Gewerkschaftsblattes gestellt sind, wahrlich schlecht erfüllen. Die Redaktion.

Die Leipziger Resolution.

Der Leitartikel in No. 39 der »Graph. Presse« über den Nürnberger Parteitag gab in der letzten allgemeinen Versammlung aller Leipziger Sektionen unseres Verbandes Anlaß zur Kritik, die leider teilweise weit die Grenzen der Sachlichkeit überschritt. In einer Resolution, die gegen 6 Stimmen angenommen fand, wurde gegen die Stellungnahme der Redaktion der »Graph. Presse« in der Frage der Budgetbewilligung, der Resolution Frohme und der Erklärung der 66 süddeutschen Delegierten protestiert und zum Schlusse die Erwartung ausgesprochen, daß sie (die Redaktion) für die Folge objektive Berichte erstatte.

Dieser Resolution konnte auch ich meine Zustimmung nicht geben, weil sie eine Beschränkung der Rechte der Redaktion bedeutet. Eine solche Befugnis steht meines Erachtens aber nicht einer Mitgliedschaft, sondern nur der Generalversammlung des Verbandes zu.

Diese Rechtebeschränkung liegt hauptsächlich im Schlußpassus der Resolution, in dem von der Redaktion eine objektive Berichterstattung verlangt wird. Dies Verlangen ist nämlich nur so zu verstehen, daß für die Folge die Redaktion unserer Presse über wichtige Vorkommnisse und Entschlüssen in der Arbeiterbewegung nur rein referierend berichten soll. Es soll ihr also verboten sein, an diese Berichte irgend ein eigenes Urteil zu knüpfen, weder im zustimmenden oder im ablehnenden Sinne, denn anders ist in diesem Falle der Begriff objektiv nicht zu verstehen.

Ganz abgesehen davon, daß es einer Mitgliedschaft gar nicht zusteht, der Redaktion solche Anweisungen zu geben, liegt es auch nicht im Interesse unseres Verbandes, wenn in unserem Organ in einer derartigen schablonenhaften und trockenen Weise über tiefgreifende Fragen in der Arbeiterbewegung berichtet wird. Unsere Presse kann an Ansehen und Einfluß nur gewinnen, wenn sie von einer Redaktion geleitet wird, die die Selbständigkeit und Fähigkeit besitzt, sich ein eigenes Urteil über alle Erscheinungen in der Arbeiterbewegung zu bilden. Denn nur dann, wenn die Redaktion eines Gewerkschaftsblattes diese Eigenschaften in sich vereinigt, kann sie wirklich das sein, was sie sein soll: die geistige Leitung der betreffenden Berufsbewegung.

Und übrigens muß der Gewerkschaftspresse recht sein, was der Parteipresse billig ist. Wenn der Parteipresse die Befugnis eingeräumt wird, Beschlüsse und Handlungen in der Gewerkschaftsbewegung von ihrem Standpunkte aus zu werten, darf man der Gewerkschaftspresse das Recht nicht absprechen, dies ebenfalls in bezug auf die Parteibewegung zu tun. Beide Zweige der Arbeiterbewegung sind einander gleich geordnet, und die Blätter beider Zweige haben ein Interesse daran, sich gegenseitig zu unterstützen und sich gegenseitig auf vermeintliche Fehler aufmerksam zu machen.

Ein anderes Recht hat sich auch die Redaktion der »Graph. Presse« in ihrem beanstandeten Parteitagartikel nicht herausgenommen, sie hat in ihrer Wertung der Beschlüsse des Nürnberger Parteitages nur das getan, was andere Gewerkschaftsblätter auch getan haben und was selbst der hyperneutrale Korrespondent der Buchdrucker zu tun nicht hat unterlassen können. Wir würden also unser Organ nur degradieren, wollten wir es im Recht der eigenen Meinungsäußerung über Parteifragen noch weit hinter den »Korrespondent« der Buchdrucker, dem bekanntlich die Abstinenz der Gewerkschaft in bezug auf Politik ein heiliges Prinzip ist, stellen.

Selbstredend werden bei einer derartigen Selbstständigkeit in der Redaktionsführung auch öfters Fälle eintreten, daß die Stellungnahme der Redaktion zu auftauchenden Fragen in der Arbeiterbewegung nicht mit den Anschauungen eines größeren oder kleineren Teiles der Mitglieder deckt. In solchen Fällen wird es aber niemandem verwehrt sein, dieser Tatsache öffentlich Ausdruck zu verleihen. Wie weit die Redaktion in den jeweiligen Fällen die Auffassung der Mehrheit der Mitglieder des Verbandes vertritt, wird sich so immer von selbst offenbaren.

In der in Rede stehenden Parteiangelegenheit selbst teile ich nun auch nicht die in dem kritisierten Leitartikel niedergelegte Meinung, daß es die beste Regelung der Streitfrage gewesen wäre, wenn der Parteitag im Sinne der Erklärung der 66 entschieden hätte. Daß mit einem solchen Entscheid einer vom Boden des Klassenkampfes abführenden Richtung in der Arbeiterbewegung Vorschub geleistet worden wäre, erhellt am besten aus der im »Korrespondent« der Buchdrucker niedergelegten Meinung des Herrn Rexhäuser, daß in den Reden der süddeutschen Delegierten seine bekannten 21 Artikel über die gewerkschaftliche Neutralität sinnig-gerechtigt worden seien.

Da nun die Leipziger Kollegen der Meinung huldigen, daß solcher Opportunismus in der Arbeiterbewegung energisch bekämpft werden muß, hatten sie guten Grund, die mit dieser Bekämpfung nicht verträgliche Stellungnahme unserer Redaktion in ihrem Parteitagartikel abzulehnen. Ihre Prinzipien hätten die Leipziger Kollegen aber am klarsten dadurch zum Ausdruck gebracht, wenn sie sich in ihrer letzten Versammlung die zweite Resolution, die leider nicht zur Abstimmung gelangt ist, zu eigen gemacht hätten. In dieser Resolution wurde die Urteilsfreiheit der Redaktion in keiner Weise angefasst. Es wurde in ihr vielmehr die bisherige Haltung der »Graph. Presse« gebilligt, bei der neben der Vertretung der beruflichen Interessen der Mitglieder auch die politische Aufklärung gebührende Berücksichtigung fand. Den Ausführungen aber im Leitartikel von No. 39 der Presse, soweit sie geeignet waren, dem Opportunismus eine Stütze zu verleihen, wurde nicht beigetreten.

Tief zu bedauern ist die unsachliche und auch höchst ungerechte Kritik, die bei dieser Gelegenheit in der letzten Versammlung an der ganzen Redaktionsführung unserer Presse geübt wurde. Man mußte die recht befriedigende Wahrnehmung machen, daß sich scheinbar noch viele Kollegen absolut gar keinen Begriff davon machen können, welche immense Arbeit und Aufopferung die Herstellung einer Zeitung erfordert, die den Umfang hat und so ausgestattet ist wie unsere Presse. Wer hier nur einen kleinen Einblick hat, muß den Fleiß und die Pflichterfüllung unserer Redaktion nur anerkennen. Soviel steht jedenfalls fest: Es gibt kein Gewerkschaftsblatt, das, entsprechend den angewendeten Mitteln, mehr und an Inhalt Besseres zu leisten vermöchte als unsere Presse.

Wohl wurde diese gerechtfertigte Kritik von seiten eines Redners zurückgewiesen, die beschämende Tatsache bleibt aber doch bestehen, daß es in unserem Verbands noch Mitglieder gibt, die geistige Arbeit durchaus nicht zu werten und zu würdigen wissen. Und naturgemäß stellen immer nur solche Kollegen den Fleiß und den Leistungswert der Redaktion in Frage, die sich selbst noch nie bemüht haben, die Presse mit einem Beitrag zu unterstützen, und wäre er noch so klein gewesen. Denn hätten sie dies getan, hätten sie sich ein anderes Urteil gebildet. Fr. Schtr.

Der Lithograph.

Teil für die Interessen der Lithographen, Kartographen, graphischen Zeichner und Maler.
Redigiert von Fr. Schnötter, Leipzig-N.

Der von seinen Getreuen verlassenene Schwitzer.

»Verlassen, verlassen, verlassen bin ich!« So kann jetzt der Aussperrungskönig Kluge in Leipzig beim Anblick seiner nun gänzlich von Lithographen entblöbten Ausbeutungstätte wehmütig seufzen. Wären ihm nicht die 7 Lehrlinge verblieben, so wäre in seiner berühmten Schwitzlithographie überhaupt kein Lebenshauch mehr zu verspüren.

Daß es so kommen würde, hat sich Herr Kluge sicher nicht träumen lassen. Ihm waren eben die Vorgänge während der früheren Lohnbewegungen

in seinem Betriebe noch zu deutlich im Gedächtnis; er glaubte, der Verlauf der Dinge müßte sich immer und immer wieder in der gleichen für ihn günstigen Weise wiederholen. Darin hat er sich nun mächtig getäuscht! Der durch die Profitsucht um jede Ueberlegung gebrachte Schwitzmeister rechnete nicht mit dem Umstand, daß bei Lohndruckerereien, wenn sie eine gewisse Grenze überschreiten, selbst die gewerkschaftlich indifferenten Arbeiter rebellieren müssen.

Uns war es von vornherein klar, daß sich Herr Kluge nicht lange des kleinen Häufleins Kollegen, das ihm noch treu geblieben, erfreuen würde. Aus diesem Grunde gönnten wir ihm auch die harmlose Freude über seine Erhebung zum Aussperrungskönig. Es war ja mit Sicherheit vorzusehen, daß auch diese Kollegen aus ihrer Lethargie erwachen werden; sie brauchten nur erst die aus der angeordneten Reduktion der Akkordpreise sich ergebende Verminderung ihrer Einnahmen zu kosten bekommen. Der hungrige Magen war immer unser bester Agitator.

Die Gewerkschaften können das kapitalistische Lohngesetz nicht durchbrechen, sie sind in der Steigerung der Löhne an bestimmte wirtschaftliche Schranken, die sich am allgemeinsten als das Verwertungsbedürfnis des Kapitals bezeichnen lassen, gebunden. Das gleiche Gesetz hat aber auch Geltung für die Unternehmer, auch sie können die Löhne nicht unter eine bestimmte Grenze, die sich durch das physische Existenzminimum ergibt, hinabdrücken. Tun sie es dennoch, so bedeutet dies für die Arbeiter den Hunger in Permanenz, und gegen diesen muß sich schließlich ein jeder wehren, also auch der indolenteste Lithograph. Diese Tatsache hätte auch dem Schwitzlithographen Kluge, dem ehemaligen Gewerkschaftler, bekannt sein müssen.

Die von ihm nicht ausgesperrten Lithographen nahmen wohl anfänglich die Reduktion der Akkordpreise willig hin; sie glaubten eben in ihrer Naivität den väterlichen Versicherungen ihres Ausbeuters, daß sie trotz dieser Maßnahmen auf ihren bisherigen Verdienst ohne große Mühe auch weiterhin kommen könnten, wenn sie nur entsprechend schneller arbeiteten, mehr schmierten, wie sich dieser um die künstlerische Hebung der Lithographie so sehr besorgte Schutzverbänder wortwörtlich ausdrückte. Doch ersehen die betörten Lithographen durch die Praxis nur zu bald, daß ihre Leistungen beim besten Willen nicht einer weiteren Steigerung mehr fähig waren. Der erzielte Verdienst langte, wie bei dem so enorm gedrückten Preisen nicht anders zu erwarten war, bei weitem nicht an das physische Existenzminimum heran.

Nun wurde diesen, Herrn Kluge so fügsam gebliebenen Kollegen auf einmal auch offenbar, daß sie unter solchen Bedingungen ihr Leben unmöglich fristen können; wollten sie nicht in Permanenz hungern, mußten auch sie bei Herrn Kluge auf Zahlung der bisherigen Akkordpreise drängen. Der Patriarch Kluge zeigte sich aber diesen Wünschen gegenüber äußerst zugeknöpft, er glaubte sich eben der Fügsamkeit seiner Oetruen vollkommen sicher!

Doch zeigte sich auch hier mal wieder, daß die Verhältnisse stärker sind als die Menschen. Mit seiner Weigerung, die berechtigten Forderungen seiner Getreuen auch nur in Erwägung zu ziehen, mußte der Schwitzmeister Kluge den bereits schon überspannten Bogen zum Springen bringen. Die abgewiesenen Arbeiter sahen sich in Rücksicht auf die Erlangung ihrer notwendigen Lebensbedürfnisse gezwungen, ihm die schon notorisch gewordene Fügsamkeit zu kündigen und sofort den Ausbeutungs-tempel zu verlassen. Obgleich Herr Kluge seine schönsten Betörungskünste aufwendete, die sonst ihre Wirkung nie verfehlten, konnte er die nun rebellisch Gewordenen vom Oehen nicht mehr abhalten. 15 Mann, die Oberlithographen eingeschlossen, zogen ab in das Lager der Ausgesperrten!

„In während Drachengift hast du die Milch der frommen Denkartart verwandelt“, so muß sich jetzt Herr Kluge sagen, wenn er seine törichte Maßnahmen überdenkt. Er hat mit seiner letzten Tat nicht nur seinen Kunsttempel völlig von Ausbeutungsobjekten entblößt, er hat auch unserm Verband wieder eine beträchtliche Anzahl Mitglieder aus dem gelben Frankfurter Unterstützungsverband zugeführt. Bei verschiedenen dieser Uebergeführten hatte Herr Kluge gerade seine vierteljährliche freiwillige Beitragszahlung beendet. Schade um das weggeworfene Geld. Wenn die Schutzverbänder mit solchem Erfolg für uns arbeiten, können wir mit ihren Maßnahmen nur zufrieden sein!

Nun auch diese Kollegen, die bisher der irr-tümlichen Meinung waren, sich in dem Abwehrkampf ihrer ausgesperrten Nebenarbeiter gegenüber den Lohnreduktionen ihres Unternehmers neutral halten zu können, ebenfalls ihre Menschenrechte geltend

machten, haben sich die Aussichten auf den Verlauf des Kampfes sehr zu unseren Gunsten verändert. Indem sich diese, Herrn Kluge willig gebliebenen Kollegen, auf deren unbedingte Fügsamkeit er bei seinen berufsständischen Maßnahmen seine ganze Berechnung stützte, in letzter Stunde noch zu diesem heroischen Entschluß auftraffen und kurzerhand das jahrelang getragene Joch ihres angeblichen Wohltäters abschüttelten, haben sie sich bei der Gesamtkollegenschaft ein bleibendes Denkmal gesetzt; sie haben dieser und nicht zum wenigsten auch gleichzeitig sich selbst einen unschätzbaren Dienst erwiesen, der seine guten Früchte auch bald zeitigen wird! Wenn sie jetzt mit den übrigen in den Lohnkampf gedrängten Kollegen mutig standhalten, muß sich Herr Kluge sehr bald zu Verhandlungen bequemen, oder er muß untergehen. Fremde Rausreißer haben sich noch nicht gefunden und werden sich nach aller Voraussicht auch nicht finden, dieweil selbst der genügsamste Arbeiter bei den von Herrn Kluge gebotenen Löhnen seine Existenz nicht fristen kann.

Der Abwehrkampf muß bei einem mutigen Aus-harren der Beteiligten einen siegreichen Verlauf nehmen. Die Kämpfenden haben es in der Hand, den Beweis zu liefern, daß die Lithographenschaft es tatsächlich nicht nötig hat, zu Zeiten der Krise mit Löhnen förlieb zu nehmen, die unter ihrem hergebrachten Lebensstandard bleiben!

Der profitsüchtige Schwitzlithograph Kluge wird es noch sehr bedauern, alle Vermittelungsversuche von seiten unseres Verbandes so schroff zurückgewiesen zu haben! Es wäre ihm auch ein leichtes gewesen, den Forderungen seiner Arbeiter nachzugeben. Wohl wurden ihm von seiten der auftraggebenden Firma C. G. Röder in Leipzig die Lithographiepreise um 10 Prozent gekürzt. Da ihm aber von dem Ertrage der Arbeit der von ihm beschäftigten Lithographen ein Anteil von durchschnittlich 40 Proz. als Schwitzerprofit zufiel, welche Aufstellung wir jederzeit urkundlich beweisen können, hätte er sehr wohl auch diesen Ausfall auf sich nehmen können. So aber glaubte der profitlüsterne Schwitzer, bei dieser Gelegenheit noch ein Extrageschäft machen zu können. Die ihm angekündigte Reduktion der Lithographiepreise um 10 Proz. suchte er durch eine 30 prozentige Kürzung der Akkordsätze dreifach wieder auszugleichen. Daß auf ein solches Ansinnen die Kollegen nicht eingehen konnten, muß für jeden gesitteten Menschen klar sein!

Merkwürdig in der ganzen Angelegenheit ist, daß die Firma C. G. Röder Herrn Kluge, der für seine gelieferten Lithographien einen um 33 Proz. höheren Preis erhielt als seine Konkurrenz, die Privatlithographie O. Hartisch Nachf. in Leipzig, stets mit Aufträgen überschüttet wurde, während O. Hartisch Nachf. in dieser Beziehung nur äußerst spärliche Berücksichtigung fand. Vom kaufmännischen Standpunkt ist es nicht zu fassen, daß die Firma C. G. Röder, die doch sonst immer sehr auf Billigkeit hinwirkt, hier so wenig auf ihre Vorteile Bedacht nahm. Dies Rätsel löst sich aber sofort, wenn man gewisse Geschäftspraktiken des Herrn Kluge, die mit seinen hochtönenden Worten von der realen Privatlithographie, die sich frei weiß von unlauterem Gebaren, in einem eigenartigen harmonischen Verhältnis stehen, in Erwägung zieht. Ob Herr Kluge die oberste Leitung der Firma C. G. Röder in seine Geschäftspraktiken eingeweiht hat, wissen wir indes nicht. Sobald Herr Kluge von Schutzverband wegen seiner außerordentlichen Pflichtbällissenheit zum Ehrenmitgliede ernannt worden ist, wollen wir nicht versäumen, in der Öffentlichkeit die Lauterkeit seines Gebarens zu feiern.

Die Firma C. G. Röder, die durch Aussperrung ihrer im eigenen Hause beschäftigten Postkartenthographen die Lohndruckererei ihres Schwitzmeisters Kluge zu forcieren suchte, hat sich nun, wie sich herausgestellt, durch diese Maßnahmen arg in die Klemme gesetzt. Durch die neueren Ereignisse in der Schwitzlithographie Kluge wurde sie in ihren ganzen Berechnungen betrogen. Da ihr nun selbst keine Arbeitskräfte mehr zur Verfügung stehen, sucht sie ihre Lithographieaufträge bei verschiedenen Schwitzlithographen unterzubringen. So ist aus diesem Grunde schon bei dem Schwitzer Kleinkauf ein partieller Streik ausgebrochen. Da solche Ereignisse noch in weiteren Schwitzlithographen eintreten können, ist bei Stellungnahme in Leipzig vorher genaueste Erkundigung einzuziehen. Ueberhaupt sind alle Wahrnehmungen, die mit diesem Lohnkampfe in Zusammenhang stehen können, bei der Leitung zu melden!

Die photomech. Fächer.

Teil für die Interessen der Chemigraphen, Reproduktionsphotographen, Lichtdrucker, Kupferstecher u. -Drucker.

Aus den Sektionen.

Düsseldorf (Chemigr.). Nachdem am 3. Oktober in kombinierter Versammlung von dem Verlauf der Tarifverhandlung Bericht erstattet worden war, fand am 20. Oktober eine außerordentliche Chemigraphen-Versammlung statt, in welcher der neue Tarif diskutiert wurde. Einleitend beschäftigte sich die Versammlung mit dem Zirkular einiger Berliner Prinzipale gegen den Tarif und verurteilte deren Vorgehen auf das entschiedenste. Die Versammlung erachtete dies als einen neuen Beweis, daß im Arbeiter der ehrlichste Tarifkontrahent zu erblicken ist. Nur dann ist eine Gewähr für striktes Einhalten des Tarifes geboten, wenn die Kollegen wie ein Mann für denselben eintreten. Pflicht der Kollegen ist es, Disziplin zu wahren und aus diesem Vorfalle die nötigen Lehren zu ziehen. Die von nahezu 70 Kollegen besuchte Versammlung beschloß einstimmig, die Erklärung der Haupt-Vorstandes, der Zentral-Kommission und der Kreisvertreter gutzuheißen. Hiermit ist konstatiert worden, daß auch die Düsseldorfer Kollegen voll und ganz ihren Mann stellen, wenn es gilt, den Beruf zu schützen und ein Sprengen des Tarifes zu verhüten. Die Diskussion über den abgeschlossenen Tarif stellte fest, daß derselbe auf keinen Fall unseren Erwartungen entspricht. Moniert wurde vor allem die Lehrhilfs-skala und der die technischen Arbeiten des Hilfs-personals betreffende Paragraph. Es sei im großen und ganzen, abgesehen von einigen Kleinigkeiten und von *Versprechungen*, welche (wenn nicht hier unsere Erwartungen übertroffen werden), ja wohl nur leere Worte bleiben werden, nicht viel erreicht worden. Trotzdem erklärte sich die Versammlung mit den Abmachungen einverstanden, weil eben unter den gegebenen Verhältnissen ohne Kampf nichts mehr zu erreichen war. Der späte Eingang der „Gr. Pr.“ durch die Post wurde gleichfalls bedauert und dem Vorsitzenden aufgegeben, gründlich nachzuforschen, wen die Schuld trifft — ob Post oder Expedition. Zum Schluß wurde angeregt, die übrigen Kollegen Deutschlands an die noch streikenden Kollegen der Firma Polygraph in Holland zu erinnern, die nach so langem Kampf der Hilfe bedürfen. Hier hat bereits Anfang Oktober eine Sammlung stattgefunden. Nachdem nochmals gebeten wurde, stets für so guten Besuch Sorge zu tragen, wurde um 11^{1/2} Uhr die gut verlaufene Versammlung geschlossen.

Feuilleton.

Aus einem Briefe Senefelders an seinen Freund Christian Meyer.

Bekanntlich hat sich unser Altmeister Alois Senefelder (dessen Geburtstag sich am 6. Novbr. zum 137. Male jährt), bevor er unter die Erfinder ging, auch als Schauspieler und Dichter betätigt. Da seine Anstellung an der Münchener Hofbühne durch Neider hintertrieben wurde, machte er den Versuch, sich nur als dramatischer Dichter durchs Leben zu schlagen. Er gab eine von fünf fertigen Arbeiten, das Ritterschauspiel „Mathilde von Altenstein“, in Druck, und zwar 1793. Wenn die Auflage zur Ostermesse fertiggestellt worden wäre, würde sie ihm durch denselben Buchhändler, der ihm die Restauflage seines ersten Stückes „Der Mädchenkenner“ abgenommen hatte, für 100 Gulden abgekauft worden sein. Der Zeitpunkt wurde jedoch um zwei Wochen überschritten, so daß das geringe Honorar, das der Dichter nunmehr erhielt, kaum zur Deckung der Druckkosten ausreichte. Durch diesen Schlag wurde Senefelder zu dem Versuch veranlaßt, sich von dem unzuverlässigen Drucker unabhängig zu machen und seine Werke selbst zu drucken. Seine Grübeleien nach einer geeigneten Vervielfältigungsart führten dann nach und nach zur Erfindung der Lithographie. — Es wird vielen Kollegen nicht uninteressant sein, Näheres über das erwähnte Schauspiel zu erfahren. Ein Exemplar befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Das Stück des Einundzwanzig-jährigen ist fesselnd und wirkungsvoll. Es würde zu den besten Hoffnungen für den jungen Dichter berechtigt haben. Das Buch enthält einen Teil eines Briefes Senefelders an seinen Freund Christian Meyer. Da der Leser dadurch in das Stück selbst gut eingeführt wird, sei dieser Briefteil hier zum Abdruck gebracht.

— Damit Sie mich indeß keiner Nachlässigkeit beschuldigen können, so erhalten Sie hier das versprochene Schauspiel.

Der Inhalt, Personen und Charaktere aus den ältern Zeiten, die Hauptperson, Vater und Tochter; die Situationen rührend, und der Ausgang glücklich, das waren ohngefähr Ihre Forderungen. Ob ich Ihnen entsprochen habe, mag nun Ihr Urteil entscheiden.

Ich nahm den Stoff, so zu sagen, aus einem alten Weiber-Mährchen. Lachen Sie immer; es ist doch so, und ich habe noch dazu die Eitelkeit, mir einzubilden, daß vielleicht ein kleiner Theil davon einige Wahrheit zum Grunde, und mein Stück wenigstens das Verdienst habe, nicht ganz erdichtet zu seyn.

Wo, oder wann sich aber die Geschichte zugehört haben, kann ich nicht bestimmen, und glaube hierinn das Beste zu thun, wenn ich Ihnen mein Factum so erzähle, wie ich es aus dem Munde meines Gewährsmanns habe.

Es war, wie ich mich noch wohl besinne, in den kürzesten Wintertagen, als ich mit mehreren Gespielen, hinter dem Ofen, einer alten Kinderwärtlerin voll Aufmerksamkeit zuhörte, die gemeinlich unsern Muthwillen dadurch in Ruhe verwandelte, daß sie uns alte Mährchen, Hexen- und Gespenstergeschichten erzählte, davon sie ein wahrhaftes Buch war.

Unter andern dergleichen abenteuerlichen Erzählungen erinnere ich mich auch folgender, die so ziemlichen Zusammenhang hatte.

Es war einmal, sagte die Alte, ein vornehmer Graf, Rudolf mit Namen, der mit dem Kaiser in Krieg gezogen, und weit von seinem Schlosse entfernt war.

Dieser hat oft um Urlaub auf kurze Zeit, um seine Frau, und seine Kinder, die er sehr liebte, heimzusuchen, aber der Kaiser konnte ihn nicht fortlassen, weil er ihn sehr bedurfte, und er der Tapferste unter Allen war.

Endlich als der Krieg aus war, und die Armeen auseinander giengen, kehrte auch er nach Hause, und freute sich unendlich auf die Heimkunft, sodaß es kaum erwarten konnte, und gerne die beschwerlichsten und unwandelbarsten Wege reiste, wenn sie die kürzesten waren.

Eines Tages überfiel ihn die Nacht im Walde, als er nicht mehr weit von seinem Schlosse entfernt war. Er war müde und matt, und hatte den ganzen Tag nichts genossen. Da fand er endlich ein Wirthshaus. In dem stärkte er sich, und gedachte sodann weiter zu reisen, weil die Nacht schön war, und der Mond leuchtete.

Doch der Wirth wollte ihn nicht fortlassen, denn die Gegend, wo er durchmußte, war wild, und des Nachts gefährlich, indem darin Gespenster umgingen, die den Reisenden erwürgten. Er erzählte ihm viel fürchterliche Geschichten von dem schrecklichen Bären, und den blutigen Leichnamen. Doch der Graf ließ sich nicht abschrecken; denn er konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, seine Familie, sobald als möglich, zu umarmen, und gieng im Vertrauen auf den Schutz Gottes den grausenvollen Weg; und zwar allein, weil sich seine Bedienten ihm zu folgen fürchteten.

Lang gieng er ruhig fort, zwischen Felsen und Gebüschen; war schon nahe dem Ausgange, als auf einmal die heitre Nacht sich verfinsterte, ein heulender Wind entstand, und hie und da aus den Gebüschen Feuerflammen emporschlügen.

Fast fieng Graf Rudolf zu zagen an; doch ein Gedanke an seine Gattinn und Kinder gab ihm wieder Muth. Er empfahl sich Gott und gieng standhaft weiter.

Je weiter er kam, desto finsterner wurde die Nacht, desto schrecklicher der Wind, desto häufiger die Flammen; und eine Menge von wilden Thieren, die fürchterlich heulten, schienen ihn überall anfallen zu wollen. Aber Rudolf zog sein Schwert, und gieng muthig weiter.

Endlich war's, als wenn sich die Erde spaltete. Ein schrecklicher Donner krachte, und der Graf befand sich in einer weiten Berghöhle. Ein gewaltiger Bär rannte auf ihn zu, und wollte ihn zerreißen; aber er vertheidigte sich tapfer. Doch als er zuletzt müde wurde, und sah, daß seine Hiebe das Ungeheuer nicht verwundeten, sondern vielmehr wie durch die blosse Luft gingen, so warf er sein Schwert von sich, fiel auf die Knie und rief den Namen Gottes dreymal. Dann stand er auf, und geboth dem Geiste im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zu sagen, was er begehrte, und wie er zu erlösen sey. Darauf krachte der Donner heftiger. Der Bär fiel zur Erde, die ihn verschlang. Rudolf harrete ungewiß; als sich die Höhle aufthat, und ein geharnischter Mann mit zerschlagener Rüstung, und ohne Helm herauskam, dem das Blut von allen Seiten herabrannte. In der Rechten hatte er ein feuriges Schwert, mit dem er sich selbst seine Eingeweide durchfleischte. Mehr vor dieser Erscheinung als vor allem Übrigen setzte sich Rudolf, und wiederholte mit Zittern seine Frage. Nun hielt der Geist inne, sprach ihm Muth ein, und sagte: Ich verlange, daß du mir deine Hand gebest, und versprechest zu thun, um was ich dich bitte, und nicht zu verziehen, keine Müh keine Gefahr zu scheuen. Rudolf versprach, und der Geist fuhr fort: Ich war ein mächtiger Graf, und hatte eine Tochter, die ich sehr liebte. Sie wurde mir entführt, als ich abwesend war, und wie ich heimkam, wurde ich rasend vor Zorn. Da erhielt ich einen Brief, in dem geschrieben stand, der Thäter sey Werner, der Sohn eines meiner Freunde. Ich lies mich hinreißen von blinder Wuth, und kam des Nachts mit Knechten zu seinem Schlosse, sprengte die Thore, rannte hinauf, und ermordete ihn in seinem Bette. Auch fand ich meine Tochter im Schlosse, und kehrte mit ihr nach Hause.

Aber bald erfuhr ich was ich für Unrecht begangen hatte. Der Entführer war vorüber gezogen bey Werners Schlosse. Meine Tochter schrie um Hilfe, da kam Werner, und errettete sie. Doch jener Verräther schickte mir den Brief, der mich bethörte. So hab ich dann einen Unschuldigen einen Retter meines Kindes ermordet. Der Vater des Gemordeten forderte von mir Rechenschaft, ich trotzte ihm auf Leben und Tod und fiel im Zweykampfe. Nun muß ich leiden die schrecklichsten Peinen, indem ich dieß feurige Schwert, dasselbe, mit dem ich einst Wernern tötete, so lange gegen mich selbst kehren muß, bis ich erlöset werde.

Der Geist endete hier und fieng wieder an mit dem Schwerte seinen Körper zu zerfleischen, daß häufiges Blut herabrannte, und Feuerfunken von dem Schwerte umhersprützten. Rudolf wandte sich weg von dem entsetzlichen Schauspiel, und fragte, wie der Geist erlöset werden könnte, mit mitleidigem Herzen, und festentschlossen, Alles anzuwenden um von seiner Marter zu befreien.

Nun sagte Jener: Ich muß leiden, bis wieder gut gemacht ist das Unglück, das meine That über mein Haus brachte, weil sie Ursache zur Feindschaft zwischen mächtigen Stämmen war.

Zieh ihn nach Jerusalem. Dasselbe ist mein Sohn in Banden. Befreye ihn und bringe ihn, wohin er dir sagen wird. Hier an diesem Bilde wirst du ihn erkennen, Eile; denn er ist dem Tode nahe, wenn du nicht Hilfe bringst. Stirbt er, so bin ich verloren!

Hier faste der Geist Rudolfs Hand. Es war ihm, als wenn ein eiskalter Schauer ihn durchdränge. Auf einmal sank alles unter seinen Füßen. Es war Tag; Die Morgensonne kam glänzend herauf, Rudolf stand unter einem Baume, und vor seinen Augen, eine Stunde Wegs, lag sein Schloß in prächtigem Ansehen. Ihm war, als sey alles ein Traum gewesen.

Gott sey Dank! rief er, und wollte hinunter eilen ins Thal; aber da fühlte er das Bildniß in seinen Händen. Ein alter abgezehrter Greis war das Bild, und Rudolf sah, daß es kein Traum, sondern Wirklichkeit war, was ihm deuchte. Noch tönten in seinen Ohren die Worte: Eile, sonst bin ich verlohren. Er gedachte seines Worts, und so sehr ihn auch die Sehnsucht trieb, nur auf einige Augenblicke nach Haus zu eilen, so überwand er sich doch, und kehrte um, reiste fort nach Jerusalem.

Mühselig war der weite Weg; aber er überstand alles; fand den Alten im Kerker, befreyte ihn durch Geld, und erquickte ihn.

Da erzählte ihm unterwegs der Alte seine Geschichte. Ich hatte eine Tochter, sagte er, die manbar war, und die ich eines Tages an einen reichen Grafen verheirathen wollte, obgleich sie ihn nicht lieben konnte. Der Tag zur Trauung war angesetzt; aber sie entfiel in der Nacht, und wie ich sie des Morgens suchte, war sie weit weg.

Nun ward ich wüthend, und ließ ihr nachsetzen und sie verfolgen weit umher. Aber niemand fand sie mehr; und als ein Jahr um war, da kam mir die Reue ob meiner Härte; aber es war zu spät. Pilgrime brachten mir die Nachricht von ihrem Tode, und ihr Geist erschien mir, und hieß mich wallfahrten zum heiligen Grabe. Ich tat es; litt tausend Unge-mach zur Büßung meiner Sünden; aber keine Ruhe kam in mein Herz, und ich glaubte zu verzweifeln. Nun aber will ich heimreisen, und meine Güter verkaufen, alles den Armen schenken und als ein Einsiedler sterben.

Rudolf bedauerte den Greis, und führte ihn, wohin er haben wollte. Lang war ihr Weg, und mühsam. Eines Tages kamen sie vor einem Schlosse vorbei, und glaubten umzusinken vor Schwachheit. Da nahm man sie mit Freundlichkeit auf. Alles war freundlich und gut in dem Schlosse. Doch der Herr und die Frau waren immer traurig, und wurden nie froh. Oft weinten sie zusammen und Niemand war, der sie trösten konnte, noch die Ursache ihres Kummers wußte. Nun hörte ein Diener daß die Beyden Pilgrime wären, und vom heiligen Grabe kämen. Er glaubte seiner Herrschaft Freude zu machen, und führte sie hinauf.

Der Herr und die Frau empfingen sie mit Liebe; der Alte mußte seine Geschichte erzählen, und es fand sich, daß die Frau seine Tochter sey, die er, durch falsche Nachricht hintergangen, für todt hielt; daß sie aus Furcht vor der Verbindung, zu der sie ihr Vater zwingen wollte, geflohen sey, und sich heimlich mit einem Andern verheirathet habe, den sie schon lange liebte, der aber nicht um sie anhalten durfte, weil ihre Häuser mit einander Feindschaft hatten; denn es war der Bruder des ermordeten Werners.

Nun war allgemeine Freude. Der Greis wurde wieder fröhlich, und nannte sie seine Kinder. Die Hochzeit sollte nun öffentlich gefeyert werden, und viele Gäste wurden geladen. Dann, als des Morgens alle in der Kirche besyammen waren, und der Priester die beyden Eheleute noch einmal zusammen gab, erschien ein alter Mann, mit weißem Haar und Barte. Er gieng zu Rudolf, und sagte: Vergelt's Gott! das Niemand verstand, als Jener. Dann gab er dem Brautpaare einen Ring, und verschand, Niemand wußte wohin. Rudolf schaute um, und erblickte seine Frau und Kinder, die zu dem Feste gekommen waren, denen er sogleich um den Hals fiel, und sodann, als alles nach Hause kam, ihnen seine nächtliche Begebenheit erzählte. Der Ring

der Vereinigung brachte Glück über die Neuerbundenen, und auch Rudolf erlebte zum Lohne seiner Treue und Standhaftigkeit, und zum Ersatz der langen Trennung in den Armen seiner Familie die glücklichsten Tage. Jedermann aber erzählte sich noch lange darnach zur Abschreckung des Zornes, und überleitete Hitze die Geschichte des alten Grafens.

Hier haben Sie mein Lieber, das ganze Mährchen, soviel ich mich noch dessen erinnern konnte.

Da ich fest glaube, daß Viele solcher, durch Tradition auf uns gekommen, und durch Erzählen und Wieder-Erzählen oft schrecklich verstümmelten Geschichten, doch anfänglich auf eine wirkliche Begebenheit gegründet seyn mochten, so ist es wenigstens möglich, daß sich auch ein und anderer Theil meiner Erzählung zugehört haben könne. Im Grunde liegt wenig daran. Indeß habe ich, das Geistermäßige abgerechnet, darin reichhaltigen Stoff für die Bühne zu finden geglaubt, und nach einiger Veränderung wirklich zwey Pläne zu Schauspielen verfertigt, davon der Erste die Geschichte des Alten, der hier als Geist in Vorschein gekommen ist, der Zweyte aber die seines Sohns, und dessen Tochter zum Gegenstand hat. Den zweyten Plan bearbeitete ich zuerst, in gegenwärtigem Schauspiel.

Der Inhalt desselben liegt in der Wiedervereinigung des Vaters mit seinen Kindern, von der Aller Glück abhängt.

Die Ursache der Trennung ließ ich in der Hauptsache die nämliche seyn.

Die Lage im Anfange des Stücks ist die Traurigkeit und schmerzhaftige Ungewißheit, Mathildens und Hermanns über das Schicksal Fusts von Schwarzenberg den sie in ihren Armen wünschen, als das einzige Mittel zu ihrer Beruhigung und zu ihrem Glücke.

Fust kömmt zurück; findet aber seine Kinder erst mit Schluß des Stükes. Die Hindernisse, die ihn also von ihnen trennen, und die ihn endlich doch in ihre Arme bringen, sind der eigentliche Fortgang der Handlung, und der Inhalt des Spiels.

Finden Sie, daß ich es gut bearbeitet habe, so wird es mich unendlich freuen; denn dann ist mir die reine Empfindung Ihres Herzens, und Ihr Scharfsinn für den Beyfall der Welt Bürge. Lassen Sie aber Ihre Freundschaft ja nicht zu partheyisch urtheilen; denn Sie wissen, sobald sie mir Befriedigung Ihrer Erwartung zugestehn, so berechtigten Sie mich zugleich, nun auch von Ihrer Seite das Versprochene zu fordern, und ich würde mein Recht gewiß brauchen. Leben Sie wohl! etc.

Eingänge.

Monatshefte für graphisches Kunstgewerbe. Herausgeber: Albert Knab, Redakteur: Carl Matthies, Verlag: Carl Flemming, A.-G., Berlin W. 50, und Glogau. VII. Jahrgang. Heft 1, Oktober 1908. Abonnementspreis vierteljährlich 6 Mark.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist Franz Christophe gewidmet. Es bringt eine Reihe der eigenartigen Arbeiten und eine feine Würdigung des Künstlers von Carl Matthies. Die Tafeln bieten musterergütige Entwürfe zu Katalogausstattungen. Die Zeitschrift, die dem strebsamen Kollegen die mannigfachen Anregungen geben wird, kann bestens empfohlen werden.

Im Strom der Zeit. Gedichte von Ernst Preczang. Stuttgart 1908. Verlag: J. H. W. Dietz Nachf. 168 Seiten 8°, Preis gut kartoniert 1,50 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

Der den Lesern unserer „Graph. Presse“ durch viele ansprechende Beiträge wohlbekannte Dichter Preczang gibt unter obigem Titel zum erstenmal eine Sammlung Gedichte heraus. Es sind sorgfältig gewählte Erzeugnisse seiner Muse, vorzugsweise Tendenz- und rein lyrische Gedichte. Er bietet uns ein feinsinniges Büchlein dar, das einen tiefen Einblick in das Schaffen eines warmherzigen, mit dem Proletariat fühlenden Dichters gewährt, der, selbst Proletarier, so eigene Worte hat für das, was das arbeitende Volk erregt, bedrückt und doch wiederum über das Alltägliche erhebt. Wir möchten das Buch als eine gnußreiche Lektüre allen empfehlen, die nach den harten Kämpfen des Tages noch eine Stunde finden, mit unserem Poeten zu gehen. Sie werden erfrischt das Tagewerk wieder aufnehmen.

Volkswirtschaftliche Grundbegriffe. Mit besonderer Berücksichtigung der ökonomischen Grundlehren von Karl Marx. Als Leitfadern für Unterrichtskurse von Dr. Hermann Duncker. Stuttgart 1908. Verlag: J. H. W. Dietz Nachf., 60 Seiten. Preis gut geheftet 40 Pf. Ueber die Gründe, die ihn zur Abfassung des Leitfadens veranlaßten, schreibt der Verfasser in seinem Vorwort u. a. folgendes: „Mehrfach teilten mir meine Hörer und Schüler den Wunsch mit, ein Büchlein zu besitzen, das den Gedankengang der acht Vorträge meines Unterrichtskurses, Volkswirtschaftliche Grundbegriffe, wiedergäbe und sie gleichzeitig in den Stand setze, an der Hand wichtiger Zitate und Hinweise das Gehörte privatim oder in kleineren Lese- und Diskussionsklubs — zu denen erfreulicherweise vielerorts die Schüler zusammengetreten sind — zu befestigen und zu ergänzen. Wie meinen Schülern möchte das Büchlein auch den Veranstaltern ähnlicher Kurse kurzgefaßtes Material und einige Fingerzeige geben.“